

Michael Meinert

Ehrlicher SCHWINDLER

Hochwald-Saga Band 3



Die Bibelzitate sind der Elberfelder Übersetzung
(Edition CSV Hückeswagen) entnommen.

Titelfotos:

Haus

© www.fotolia.com, 45095812,
Doin Oakenhelm

Junge Frau

© www.istockphoto.com,
iStock_000043334214

Junger Mann

© www.shutterstock.com, 29228236,
Svetlana Yudina

Foto Coverrückseite: © Michael Meinert, Privatfoto

Lektorat: Friedhelm von der Mark

Umschlaggestaltung und Satz:

dtp-medien.de, Andre Dietermann, Haiger

Druck und Verarbeitung:

CPI books GmbH, Leck

Paperback:

ISBN 978-3-942258-07-4

Bestell-Nr. 176.807

eBook (ePub):

ISBN 978-3-942258-57-9

Bestell-Nr. 176.857

Copyright © 2015 BOAS-Verlag,

Inh. Friedhelm von der Mark, Burbach

Alle Rechte vorbehalten

www.boas-verlag.de

Kapitel 1

Schneeberger Forst, 14. Mai 1877

Als der Jagdhund seines Vaters unvermittelt zu knurren begann, hielt Ferdinand Grüning inne und lauschte. Aus einiger Entfernung drang das Poltern eines näherkommenden Wagens herüber.

Ferdi nahm den Hund an die kurze Leine und schaute in den Abgrund zur Wölfel hinab, die parallel zum Weg verlief. „Elko, mach die Pferde nicht scheu! Das gäbe auf diesem schmalen Waldweg eine Katastrophe!“

Bestimmt waren es wieder Sommerfrischler aus dem Dorf, denen die wenigen Schritte hinauf zur Maria-Schnee-Kapelle schon zu viel waren. Alte Damen, die ihre Falten unter riesengroßen Hüten verbargen und durch Balancieren auf schwindelerregenden Absätzen Jugend vortäuschen wollten. Wenn sie schon in den Hochwald gefahren kamen, sollten sie wenigstens auf den Hauptwegen bleiben!

Da tauchte ein offener Einspänner zwischen den Bäumen auf. Elko schien das gar nicht zu behagen. Er stellte sich auf die Hinterbeine und bellte, als wollte er eine ganze Kompanie von Wilderern stellen.

Ferdi zog an der Leine. „Still doch!“, rief er.

Das Kutschpferd stieß ein lautes Wiehern aus, dann bäumte es sich hoch auf und schlug mit den Vorderhufen in die Luft. Ferdi unterdrückte ein derbes Schimpfwort. Das hatte ihm bei seinem letzten Gang durch den Hochwald, bevor er nach Breslau an die Universität zurückkehren musste, gerade noch gefehlt.

Aus dem Phaeton¹ erklangen spitze Schreie, die das Pferd noch nervöser machten. Diese beiden Fregatten hielten sich offenbar für erfahren genug, selbst einen Wagen durch den Hochwald zu lenken.

Mit wütendem Wiehern ließ sich das Pferd wieder auf alle vier Hufe fallen, und Ferdi atmete schon erleichtert auf, als das Tier

1 eine Herrenkutsche, d.h. eine kleine, meist zweiachsige Kutsche, die nicht von einem Bediensteten, sondern von der Herrschaft selbst gelenkt wurde. Das E wird abgetrennt vom A gesprochen, also *nicht* wie „Ä“.

plötzlich schnaubend den Kopf zurückwarf. Ruckartig zog es an und jagte mit wehender Mähne auf dem schmalen Weg dahin, den leichten Phaeton wie einen Spielball hinter sich herziehend. Anscheinend waren den Insassen die Zügel entglitten, denn sie hielten stattdessen krampfhaft ihre wagenradgroßen Hüte fest.

Der Phaeton schleuderte hinter dem wild gewordenen Pferd her, dass der Dreck von den Rädern spritzte. Mal kam er dem Abgrund auf der einen, mal der mannshohen Böschung auf der anderen Seite des Weges gefährlich nahe. Jeden Augenblick musste es zu einem furchtbaren Unglück kommen. Und dann gnade Gott den beiden Damen!

„Los, hoch da!“, scheuchte Ferdi seinen Hund den Hang hinauf. „Und jetzt: Sitz!“

Dann presste er sich selbst an die Böschung. Wie Blitze zuckten die Gedanken durch seinen Kopf. Um die Damen zu retten, hatte er nur eine einzige Möglichkeit: das Pferd am Zügel erfassen und versuchen, es auf seiner Seite gegen die Böschung zu ziehen. Blieb nur zu hoffen, dass die Kutsche bei dem Manöver nicht umfiel und die beiden Damen in die Schlucht der Wölfel hinuntergeschleudert wurden.

Dem Pferd flogen Schaumflocken ums Maul und die Insassen der Kutsche stießen immer lautere Angstschreie aus.

Ferdi richtete seinen Blick auf die Zügel, die auf dem Boden neben dem Pferd herschleiften, und spannte jeden Muskel von der Zehenspitze bis zur Haarwurzel an. Er musste genau den richtigen Augenblick abpassen, um den Zügel zu ergreifen. Sollte ihm das nicht gelingen, würde ihn der taumelnde Wagen sicherlich erschlagen.

Als das Pferd nur noch wenige Sprünge entfernt war, wandte Ferdi sich in die Laufrichtung des Pferdes und duckte sich zum Sprung. *Herr, hilf mir!*

Er schnellte los, versuchte die Geschwindigkeit der Kutsche aufzunehmen und haschte nach dem Zügel. Ein scharfer Ruck riss ihn von den Beinen und er wurde mitgeschleift. Er spürte, wie seine Hose an den Knien zerriss und seine Haut abschürfte. Trotzdem ließ er den Zügel nicht los, sondern versuchte mit aller Kraft, den Kopf des Pferdes gegen die Böschung zu ziehen.

Ein empörtes Wiehern war die Antwort. Dennoch wurde das Pferd durch das Gewicht am Zügel zur Seite gezwungen – und blieb

endlich vor der Böschung stehen. Den Zügel noch fest in den Händen, sank Ferdi neben dem Pferd zu Boden. Doch da bäumte es sich erneut auf, riss ihn mit hoch und schlug mit den Vorderhufen in die Luft, als wolle es die mannshohe Böschung erklimmen.

„Ruhig“, stieß er zwischen zwei Atemzügen hervor. Er versuchte, sich aufzurichten, um aus dem Bereich der schlagenden Hufe fortzukommen, doch es gelang ihm nur, sich ein wenig zur Seite zu rollen. Wenn er das Tier nicht schnellstens beruhigte, würde die wilde Jagd gleich von Neuem beginnen.

Die beiden Damen kreischten wieder los, was das Pferd dazu anspornte, mit noch mehr Wut zu steigen.

„Seien Sie doch still!“, rief er, und augenblicklich verstummten die Schreie. „Beruhige dich, Brauner“, sagte er mit tiefer Stimme zu dem Pferd und endlich ließ es seine Vorderhufe wieder auf die Erde fallen.

Ferdi lag mit pumpenden Lungen auf dem Waldweg, den Zügel hielt er immer noch umklammert. Erst jetzt bemerkte er, dass seine Hände bluteten, weil ihm der Lederriemen ins Fleisch geschnitten hatte.

„Danke, Herr“, murmelte er und spürte dabei, dass Staub und Sand zwischen seinen Zähnen knirschten.

„Welch ein Unglück!“ Wie aus weiter Ferne drang eine helle Frauenstimme an Ferdis Ohr. „Lena, sieh nur den schrecklichen Abgrund neben uns!“

„Wie mag es unserem Retter gehen?“, antwortete eine andere Stimme, die so lieblich klang wie Schuberts *Lebensstürme*, wenn sie von seiner Schwester und ihrem Mann vierhändig auf dem Klavier gespielt wurden. „Wir müssen unbedingt nach ihm sehen! Er wird doch hoffentlich nicht ernsthaft verletzt sein?“

Diese Worte brachten Ferdi dazu, sich auf die Knie zu erheben. Er warf einen Blick auf das Pferd, das immer noch unruhig hin und her tänzelte, ehe er ganz aufstand und an sich hinunterblickte. Anscheinend war er bis auf die Schürfwunden wirklich unverletzt geblieben, nur seine Kleidung befand sich in einem Zustand, der nicht für die Gegenwart von Damen taugte. Doch für diese leichtsinnigen Fregatten, die er ohnehin nie wiedersehen würde, musste es genügen.

Mit wenigen Schritten war er an der Kutsche und sah unter die

weit ausladenden Hüte. „Donnerw... Verzeihung!“ Er wollte seinen Hut ziehen, doch der war ihm offenbar abhanden gekommen, denn er fühlte nur sein staubverkrustetes Haar.

Die Dame, die ihm am nächsten saß, beugte sich zu ihm herab. „Mein Herr, sind Sie verletzt?“

Vor lauter Verwirrung brachte Ferdi keinen Ton heraus. Das waren keine alten Schachteln, sondern zwei Mädchen, die höchstens 20 Jahre alt sein konnten. Und statt der mit Schminke übertünchten Falten sahen ihn zwei jugendliche Gesichter an, deren Schönheit ihn atemloser machte als der Kampf mit dem Pferd.

„Bitte verzeihen Sie“, stotterte Ferdi. „Mein Anzug ...“

Das Mädchen trat auf das Vorderrad und ließ sich von ihm aus dem Wagen heben. „Mein Herr, wir sind Ihnen zu tiefstem Dank verpflichtet.“ Sie streckte ihm beide Hände entgegen.

Ferdi starrte auf die fein manikürten Hände, dann in das lächelnde Gesicht, aus dem ihn zwei azurblaue Augen anstrahlten. Honigblondes Haar ringelte sich unter dem Hut hervor und schmiegte sich an ihre Wangen, in denen sich Grübchen bildeten.

„Gnädiges Fräulein ...“ Ferdi versuchte eine Verbeugung. „Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen einen kleinen Dienst erwiesen zu haben.“

„Klein? Oh, ich bitte Sie! Sehen Sie nur diesen schauerhaften Abgrund! Ohne Ihre Hilfe wären wir ohne Zweifel hinuntergestürzt.“ Sie zog ihre Hände zurück und fingerte zitternd nach der silbernen Kette, die um ihren Hals hing.

Nun erhob sich auch das andere Mädchen und schickte sich an, aus dem Wagen zu steigen.

Eilfertig trat Ferdi näher und reichte ihr die Hand. „Sie gestatten trotz meines ramponierten Äußeren?“

Sie deutete ein Lächeln an, und Ferdi war augenblicklich fasziniert von dem Leuchten ihrer dunklen Augen. Nach kurzem Zögern ergriff sie seine schmutzstarrende Hand.

Ferdi bemerkte mit Entsetzen, dass seine Hand Blutspuren an ihrem blütenweißen Handschuh hinterließ. „Bitte verzeihen Sie“, murmelte er.

„Oh, meine Güte, Sie sind ja doch verletzt!“, rief die Blonde und ergriff seine Hand. „Lena, was tun wir nur?“

„Es ist nicht der Rede wert“, erwiderte Ferdi, zog seine Hand

zurück und schob sie in die Hosentasche. „Sie sind wohl Sommerfrischler?“

„Ja, wir wohnen mit unserer Mutter in Wölfelsgrund im Hotel *Zum gelben Dragoner*. Heute ist unser letzter Tag und wir wollten uns vom Hochwald verabschieden.“

„Gerade so wie ich. Nur wählte ich dazu meine eigenen Füße, was offensichtlich bedeutend weniger gefährlich ist.“

„Es lag nur daran, dass Stefanie unbedingt selbst lenken wollte“, warf die Brünette ein, die Lena genannt worden war. „Ein unverzeihlicher Leichtsinn.“

„Zu Hause auf Gut Schönwalde lenken wir doch oft selbst.“ Die Blonde drehte die Kette um ihren Zeigefinger. „Und es ist nie ein Unglück geschehen.“

„Dort kennst du aber das Pferd und das Pferd dich“, wandte Lena ein. „Mit der Mietkutsche vom Hotel auf diesen schmalen und steilen Wegen war es nichts anderes als Leichtsinn.“

„Bitte streiten Sie nicht, meine Damen.“ Ferdi lächelte sie an. „Es ist ja glücklicherweise nichts geschehen.“

„Das wäre auch entsetzlich gewesen! Lena, denk nur! Wenn ich in Breslau auf dem Ball einen gebrochenen Arm oder gar einen verstauchten Knöchel hätte und nicht tanzen könnte ...“

Lena verdrehte die Augen. „Stefanie! Wir sollten Gott danken, dass weder wir noch unser Retter das Leben verloren haben.“

Ferdi warf Lena ein Lächeln zu. Dieser Stefanie schien ein Ball wichtiger zu sein als alles andere. Aber wer konnte es ihr verdenken? Offenbar wuchs sie auf einem Gutshof auf und hatte wohl nur selten Gelegenheit, einen Ball zu besuchen. Deshalb war es in diesem Fall wahrscheinlich auch für ein junges Mädchen von adeligem Stand ein ganz besonderes Ereignis. Allerdings schien Lena anders zu sein.

Er schüttelte den Kopf. Was gingen ihn diese vornehmen Mädchen an, dass er über ihre Charaktere sinnierte? Er würde sie ohnehin nie wiedersehen, obwohl sie – genauso wie er – nach Breslau gingen. Schließlich stammten sie aus einer völlig anderen Welt als er, Ferdinand Grüning, der einfache Sohn eines Oberförsters.

Lena wandte sich wieder dem Wagen zu. „Komm, Stefanie, wir müssen zurück ins Hotel.“

Sie ließ sich von Ferdi in die Kutsche helfen, wobei ihn ein leich-

ter Lavendelduft umschmeichelte, und schenkte ihm wieder ein angedeutetes Lächeln. Er neigte den Kopf und half dann auch Stefanie beim Einsteigen.

Sie hielt seine Hand länger fest, als nötig gewesen wäre, und strahlte ihn mit ihren azurblauen Augen an. War es Zufall, dass eine ihrer blonden Locken seine Wange streifte? „Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank, mein Herr. Ich wünschte, wir würden uns noch einmal wiedersehen.“

Ferdi hätte am liebsten geantwortet, dass er diesen Wunsch mindestens ebenso heftig verspürte, doch er beherrschte sich. Diese Mädchen waren von Adel und seine Bemerkung dementsprechend unangemessen.

Er hob die Zügel auf und reichte sie der offenbar besonneneren Lena. „Fahren Sie vorsichtig. Das rechte Hinterrad ist lädiert, sollte aber noch bis Wölfelsgrund halten.“

Lena schnalzte mit der Zunge, und als das Pferd sich langsam in Bewegung setzte, warf Stefanie ihm noch eine Kusshand zu.

Unbeweglich blieb Ferdi stehen und sah der Kutsche nach. Da fuhren sie davon. Für immer. Aber in Kürze würden sie in Breslau sein – ebenso wie er. Sollte es nicht eine Möglichkeit geben, diese beiden Mädchen wiederzusehen? Wenn er bloß ihre Namen wüsste, dann könnte er vielleicht herausfinden, wo sie in Breslau wohnten.

Oder wenn es ihm gelingen würde, an einem Ball teilzunehmen. Sein Kommilitone Max von Bassewitz bekam regelmäßig solche Einladungen und erzählte immer wieder mit Begeisterung von den Bällen, Soireen, Wasserfahrten und Konzerten der gehobenen Gesellschaft. Und seine Schwester Lisa gehörte als Gräfin Schleinitz auch zu diesen erlesenen Kreisen. Bestimmt würde sich da etwas arrangieren lassen.

Der Phaeton mit den beiden Grazien verschwand hinter der nächsten Wegbiegung. Ferdi rief Elko heran und schob die Hände in die Hosentaschen. Er *musste* die Mädchen wiedersehen, und er war sicher, dass ihm dazu ein Weg einfallen würde.

* * *

Baronesse Helena von Hohenau fasste die Zügel lockerer, um das Beben ihrer Hände zu unterdrücken. Ihre Schwester Stefanie musste

nicht merken, wie sehr der gefährliche Vorfall und die Begegnung mit dem Fremden sie aufgewühlt hatte. Und wie sehr sie sich über sich selbst ärgerte. Nicht einmal einen Dank hatte sie über die Lippen gebracht.

„Was für ein schneidiger Mann!“, unterbrach Stefanie ihre Gedanken. „Hast du seine stolze Figur gesehen? Bestimmt ist er Offizier.“

Lena presste die Lippen aufeinander. „Offizier? Daran glaube ich nicht.“

„Aber sicher doch! Diese Reiterfigur und solche Muskeln ... Stelle ihn dir nur in der blauen Uniform der Kürassiere vor. Ich bin überzeugt, dass er von Adel ist!“

Lena konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. „Seine Manieren waren aber weniger adelig.“

„Wie bitte?“ Stefanie blitzte sie mit ihren blauen Augen an. „Er setzt sein Leben für uns ein und du zweifelst an seinen Manieren? Und das, obwohl du selbst nicht ein einziges Wort des Dankes für ihn übrig hattest, was doch das Mindeste an Höflichkeit gewesen wäre?“

Musste Stefanie das unbedingt erwähnen? Sie ärgerte sich doch schon genug darüber, dass sie es wieder einmal nicht geschafft hatte, ihre Gefühle auszusprechen. „Nicht jeder, der uns das Leben rettet, muss gleich ein Adelliger sein. Er hat uns nicht einmal seinen Namen genannt, er hat nicht angeboten, uns nach Hause zu fahren, ja, er hat sogar zu einem Fluch angesetzt – nein, er scheint mir ein einfacher Bürger zu sein.“ Lena versetzte das Pferd in Trab.

„Ach, Unsinn! Sagte er nicht, dass er einen Abschiedsgang durch den Hochwald machte? Sicherlich hat er die Jagd gepachtet und kehrt jetzt wieder auf sein Schloss zurück. Wahrscheinlich ist er ein Prinz aus regierendem Hause, der sich nicht vorgestellt hat, um sein Inkognito zu wahren.“

„Du träumst wieder einmal, Stefanie.“ Lena starrte auf ihren Handschuh, an dem noch seine Blutspuren zu sehen waren. Ihr gut aussehender Retter wollte auch ihr nicht aus dem Kopf. Auch wenn sie nicht an den Prinzen glaubte, sah sie ihn doch auf einer Stufe mit den hochwohlgeborenen Personen der Gesellschaft. „Aber Adel hin oder her, er ist jedenfalls ein mutiger Mann. Das zählt viel mehr als ein *von* im Namen.“

„Und er sieht fabelhaft aus. Ich sage dir, er ist ein Prinz.“

„Allenfalls ein Märchenprinz.“ Lena löste die Riemchen ihres hochhackigen Schuhs und schlüpfte hinaus.

„Stelle dir bloß vor, wir würden ihn wiedersehen. Vielleicht sogar bei dem Ball in Breslau, der uns zu Ehren gegeben wird.“ Stefanie richtete einen verzückten Blick zum Himmel. „Denke ihn dir im Frack, auf spiegelblankem Parkett ...“

„Stefanie, höre endlich auf zu träumen!“ Doch im Stillen musste sie zugeben, dass die Vorstellung ihrer Schwester etwas für sich hatte. Dieser Mann würde im Frack einen atemberaubenden Anblick bieten.

„Wie gern würde ich einmal mit ihm tanzen. Er ist bestimmt ein grandioser Tänzer. Aber ... hm.“

„Was?“ Lena warf Stefanie einen kurzen Blick zu, ehe sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf Pferd und Weg richtete.

„Hast du mitbekommen, was Johanna mir sagte, bevor wir in den Wald fuhren?“

„Hat die alte Zofe schon wieder aus dem Nähkästchen geplaudert?“ Lena lächelte. Ihr ehemaliges Kindermädchen meinte immer, irgendwelche Geschichten erzählen zu müssen, mochten sie nun stimmen oder nicht.

„Sie hat mich gewarnt. Wenn wir in Breslau sind, sollen wir uns in Acht nehmen wegen irgendetwas, das vor langer Zeit vorgefallen sei. Es könne dort Menschen geben, die davon wüssten.“

Lena verdrehte die Augen. „Solch vage Andeutungen nimmst du ernst? Und was hat das überhaupt mit unserem Retter zu tun?“

„Wenn nun aber wirklich etwas vorgefallen ist? Wenn Johanna recht hat? Wenn es tatsächlich etwas gibt, das als Hindernis zwischen mir und meinem Prinzen stünde?“

Lena bog an einem Wegweiser, der nach Wölfelsgrund wies, ab. Zwischen den Bäumen konnte sie schon den mickrigen Kirchturm des Dorfes sehen. „Aber Stefanie. Was soll denn schon vorgefallen sein? Du wirst dich doch wegen eines Ammenmärchens nicht beunruhigen lassen.“

„Das dachte ich zuerst auch.“ Stefanies Stimme zitterte. „Aber als ich Johanna gedrängt habe, zu sagen, was sie weiß, wurde sie furchtbar nervös und hat mich angefleht, Mama nur ja nicht zu beraten, dass sie mir davon erzählt hat.“

Lena zog die Stirn in Falten. Offenbar hatte ihre Mutter der Zofe verboten, über diese Sache zu sprechen. Sollte an dem Geschwätz also doch etwas dran sein?

„Meinst du, Tante Valeria weiß etwas darüber?“, grübelte Stefanie weiter. „Oder Onkel Mutius? Ich würde sie zu gern fragen.“

„Ich glaube nicht, dass du gerade *sie* danach fragen solltest. Mir war die Mutius-Familie schon immer suspekt. Vergiss, was Johanna gesagt hat. Du kennst doch ihre farbige Fantasie.“

„Sie wirkte aber so ernsthaft – fast ängstlich. Ich hatte das Gefühl, dass es da wirklich etwas gibt. Ich würde Mamas Geschwister gerne danach fragen, sie könnten am ehesten etwas darüber wissen.“ Stefanie seufzte. „Wir werden ja schließlich in die Gesellschaft eingeführt, um möglichen Heiratskandidaten zu begegnen. Ich finde, da sollten wir Bescheid wissen. Stelle dir nur vor, ich würde dort meinen Märchenprinzen wiedersehen und er ...“

Lena verdrehte die Augen. „Deine Fantasie ist beinahe noch farbenprächtiger als die Johannas.“ Doch tief in ihrem Innern träumte auch sie davon, ihren schneidigen Retter wiederzusehen. Die Vorstellung, ihm beim Ball zu begegnen ... Lena sah auf ihre Hand mit dem blutigen Handschuh hinab. Wenn sie wenigstens wüsste, wer dieser Mann war! Dann könnte sie vielleicht nach ihm forschen. Aber das kam bei einem wildfremden Mann ja ohnehin nicht in Frage.

Sie sah zum Himmel hinauf, der zwischen den Wipfeln der Bäume hindurchschimmerte. *Mein Gott, Du weißt am besten, was gut für mich ist.* Und das Beste war bestimmt, dass sie keinen weiteren Gedanken an diesen Märchenprinzen verschwendete. Wenn er ihnen wirklich noch einmal begegnete, würde er wahrscheinlich nur ihre schillernde Schwester umschwärmen und sie, Lena, übersehen. Und falls er doch Interesse an ihr zeigte – eine Entzweiung mit ihrer Schwester eines Mannes wegen war das Letzte, was sie sich wünschte.

* * *

Als Ferdi das Forsthaus durch die Stämme schimmern sah, blieb er stehen und schaute den breiten Fahrweg hinunter, der nach Wölfelsgrund führte, dorthin, wo sich die beiden Mädchen jetzt befanden.

Am liebsten wäre er sofort ins Dorf hinuntergelaufen, um nach den beiden Sommerfrischlerinnen Ausschau zu halten. Besonders die dunkelhaarige Lena mit den warmen braunen Augen wollte er unbedingt noch einmal wiedersehen. Und dazu musste er herausfinden, wo die beiden in Breslau logierten. Wenn sie erst einmal in der Hauptstadt waren, würde es ihm ungleich schwerer fallen, sie ausfindig zu machen. Allerdings sah er gerade aus, als habe er einen kapitalen Bock mit bloßen Händen erlegt. Also musste er sich zuerst umziehen. Hoffentlich bemerkte ihn seine Mutter nicht, sie würde ihn sonst mit tausend Fragen durchbohren, für die er keine Zeit hatte und auf die er keine Antwort geben wollte.

Vorsichtig näherte er sich der Haustür des elterlichen Forsthauses. Sein Vater hatte sich bestimmt in seinem Arbeitszimmer unter einem Berg von Papieren vergraben oder streifte irgendwo durch seinen Forst, aber seine Mutter konnte ihn leicht durch das Küchenfenster sichten.

Langsam drückte er die grüngestrichene Haustür auf, damit sie nicht in den Angeln kreischte. Auf Zehenspitzen tappte er durch den dämmerigen Flur, bis er die Treppe erreichte. Er setzte gerade seinen Fuß auf die unterste Stufe ...

„Da bist du ja, Ferdi.“

Er fuhr herum. Mit seinen vom Sonnenlicht geblendeten Augen konnte er nur mühsam die Gestalt seiner Mutter erkennen.

„Aber wie siehst du aus!“

Ferdi versuchte ein freches Grinsen. „Vermutlich leicht lädiert.“

„Vermutlich? Leicht?“ Sie lachte. „Man könnte meinen, du hättest dich mit einem Wildschwein gebalgt!“

„Vielleicht war es etwas Ähnliches.“ Ferdi wollte die nächste Stufe nehmen, doch seine Mutter war mit zwei Schritten bei ihm.

„So entkommst du mir nicht, Bursche.“ Trotz der Dämmerung sah er das Lachen in ihren Augen. „Ich will wissen, was dich in diesen Zustand versetzt hat.“

Ferdi seufzte leise. Die Mädchen in Wölfelsgrund zogen ihn an wie ein Magnet, aber seine Mutter schien ihn nicht so schnell entkommen lassen zu wollen. Wahrscheinlich hätte er einfach vor seine Mutter hintreten und ihr die Wahrheit erzählen sollen, dann wäre er schneller wieder aus dem Haus gewesen – aber noch schneller

wäre er gewesen, wenn sie ihn gar nicht entdeckt hätte. „Nur ein unglücklicher Sturz.“

„Ich merke, wenn du flunkerst. So sahst du früher nicht einmal aus, wenn du beim Klettern von einem Baum gestürzt bist. Also: Heraus mit der Sprache!“

„Gestürzt bin ich schon, bloß ... Es war eine Kutsche.“

„Wie? Bist du angefahren worden?“

„Beinahe. Das Pferd war durchgegangen. Ich brachte die Kutsche zum Stehen, denn ich konnte die beiden Damen doch nicht in den Abgrund rasen lassen.“

„Ah, zwei Damen!“ Seine Mutter drohte lachend mit dem Finger. „Wohl jung? Und hübsch?“

Sie konnte aber auch hartnäckig sein! „Über Schönheit lässt sich streiten. Und jung – ganz jung waren sie nicht mehr.“ Schließlich waren sie ja schon den Windeln entwachsen.

„Mache mir nichts vor, Ferdi. Du druckst doch sonst nicht so herum. Es waren bestimmt reiche Sommerfrischler aus dem Dorf, die dir in kürzester Zeit den Kopf verdreht haben.“

Ehe Ferdi eine Antwort geben konnte, tönte die tiefe Stimme seines Vaters aus dem Dämmerlicht des Flures. „Lass ihn doch, Rahel, wenn er nicht davon erzählen mag.“

Ferdi war selten so froh gewesen, dass sein Vater sich in ein Gespräch mit seiner Mutter einmischte.

„Vielleicht hast du recht, Albert.“ Seine Mutter legte Ferdi die Hand auf den Arm. „Gehe nach oben und ziehe dich um. Ich habe zu deinem Abschied noch einen großen Rhabarberkuchen gebacken.“

„Aber Mutter, ich – ich ...“

„Was denn?“ Seine Mutter lachte hell auf. „Sind dir die beiden Damen so auf den Magen geschlagen, dass du nicht einmal mehr deinen Lieblingskuchen essen magst?“

„Doch, doch. Nur – ich – ich wollte eigentlich noch einmal hinaus in den Wald ...“

„Trifft sich gut.“ Sein Vater trat zu ihm an die Treppe. „Habe einen prächtigen Wildwechsel an der Wölfel entdeckt, den ich dir unbedingt zeigen will. Das wäre doch das Richtige an deinem letzten Abend zu Hause.“

Ferdi musste ein Stöhnen unterdrücken. An jedem anderen Tag

wäre er gerne mit seinem Vater durch den Wald gegangen. Seit den Auseinandersetzungen wegen seiner Schwester Lisa vor sieben Jahren war sein Verhältnis zu seinem Vater viel besser geworden. Aber gerade heute Abend – es war die letzte Gelegenheit, nach Wölfelsgrund hinunterzugehen und sich im *Gelben Dragoner* nach den Mädchen zu erkundigen.

„Vater, gerade heute Abend passt es mir nicht so gut ...“

„Hast du noch etwas anderes vor?“

„Eigentlich nicht, bloß ...“

„Nun, was denn?“

Was sollte er nur sagen? „Ich wollte noch einige meiner Lieblingsplätze im Wald aufsuchen. Ich werde ja, bis mein Studium beendet ist, nicht mehr zurückkehren.“

„Dann gehe ich mit und zeige dir zum Abschluss den Wildwechsel.“

„Und jetzt ziehe dich um, dann kannst du den Kuchen vorher noch warm probieren, so wie du ihn am liebsten magst.“ Seine Mutter gab ihm einen Klaps auf das Hinterteil.

Mit hängendem Kopf stampfte Ferdi die Treppe hinauf. Das war es dann mit Wölfelsgrund und den beiden Damen. Er würde sie nie mehr wiedersehen. Nur in seiner Erinnerung würde ihm der sanfte Blick aus Lenas braunen Augen erhalten bleiben – und Stefanies fröhliches, von honigblonden Locken umrahmtes Gesicht. Es sei denn, es gelang ihm, Bassewitz oder Lisa zu überreden, ihn zu einem Ball mitzunehmen – und die beiden Mädchen wären zufällig auch zugegen.

Kapitel 2

„Sage einmal, Bassewitz ...“ Ferdi wippte auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch seines Freundes vor und zurück. „Du bist doch bisweilen zu Veranstaltungen der gehobenen Gesellschaft von Breslau eingeladen.“

Max von Bassewitz schlug mit lautem Knall das Reichsforstgesetz zu. „Selbstverständlich. Mein Vater ist doch gleichsam ein angesehener Großgrundbesitzer und hat gute Beziehungen hier in Breslau.“

„Ich weiß.“ Ferdi stand auf, ging zum Fenster und sah auf die Kutschen hinunter, die in pausenloser Abfolge an der Studentenwohnung seines Kommilitonen vorüberratterten. „Steht in nächster Zeit nicht wieder einmal ein Ball an? Oder eine Soiree, eine Matinee oder was es da alles gibt?“

Bassewitz stand von seinem Schreibtisch auf und griff nach einer Zigarre. „Gerade vorgestern habe ich wieder eine Einladung erhalten. Aber bitte, seit wann interessiert dich so etwas?“

Ferdi schob die Hände so tief wie möglich in die Hosentaschen. „Nun, ich dachte ... Von wem kam denn die Einladung?“

„Ach, was fragst du mich? Wo habe ich sie überhaupt?“ Er klemmte die Zigarre zwischen die Zähne und wühlte in den unzähligen Papieren auf seinem Schreibtisch. „Irgendeine junge Dame vom Lande soll in die Gesellschaft eingeführt werden, aber ich habe ihren Namen schon wieder vergessen.“

Unwillkürlich musste Ferdi an die beiden Mädchen denken, die er im Hochwald getroffen hatte. Ob sie auch zu diesem Ball eingeladen waren? „Es sind wohl viele vornehme Herrschaften geladen?“

„Gleichsam die ganze bessere Gesellschaft von Breslau. Ein Debüt ist immer etwas Besonderes.“ Bassewitz schnitt seine Zigarre an und setzte sie in Brand. „Ich glaube, es hing irgendwie mit der Familie von Mutius zusammen. Ich muss die Einladung unbedingt wiederfinden.“

„Mutius?“ Der Name sagte sogar ihm etwas. Als vor sechs Jahren Graf Ludwig von Schleinitz seine Schwester Lisa geheiratet hatte, hatte es mit dieser Familie von Mutius Schwierigkeiten gegeben.

Aber sein Schwager wollte nie eingehender darüber sprechen – jedenfalls nicht mit ihm. Und inzwischen war sicher auch Gras über die Sache gewachsen.

„Genau, ich entsinne mich. Der Ball findet bei Schwentins statt – seine Frau ist eine geborene von Mutius.“

Also war der Gastgeber auch nur mit den Mutius' verschwägert. „Bassewitz – ich möchte dich zu dem Ball begleiten.“

Sein Kommilitone sah ihn an, als habe er gerade erzählt, er sei zum Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten des Deutschen Reiches ernannt worden. „Bist du übergeschnappt? Du willst ...? Ich soll dich ...?“

Ferdi zog seine Hände so weit aus den Taschen, dass er die Daumen in die Gürtelschlaufe stecken konnte. „Ich bin nicht übergeschnappt. Ich habe es mir genau überlegt. Ich bin ein weitläufiger Verwandter von dir, besuche dich in Breslau – was liegt da näher, als dass du mich mit zum Ball nimmst?“

„Grüning? Sind die Rädchen in deinem Kopfe gleichsam aus der Ordnung geraten? Du bist weder mit mir verwandt noch von Adel ...“

„Was tut das zur Sache? In den Kreisen, in denen du verkehrst, kennt mich kein Mensch. Es ist nur ein einziges Mal, danach ist dein Verwandter wieder abgereist und niemand schöpft Verdacht.“

Bassewitz schüttelte den Kopf. „Ich zweifle fürwahr an deinem Verstand, Grüning. Du kannst dich doch nicht einfach in die Gesellschaft einschleichen! Wenn das herauskommt, bist nicht nur du in größten Schwierigkeiten, sondern gleichsam auch ich und meine Familie! Denke doch an meine Stellung!“

„Warum sollte es denn herauskommen?“ Ferdi hatte sich schon gedacht, dass sein Freund so reagieren würde. Er war immer ein wenig ängstlich, wenn es um seinen Ruf ging, wahrscheinlich aus Angst, dann zu keiner Gesellschaft mehr eingeladen zu werden.

„Du kennst die Gepflogenheiten der Gesellschaft nicht, die Manieren, die Sprache!“

„Nun, dein *gleichsam* kann auch ich in jeden zweiten Satz einfügen“, lachte Ferdi. „Außerdem vergisst du, dass meine Schwester eine Gräfin von Schleinitz ist.“

„Was heißt das schon! Sie ist eine geborene Grüning und die gan-

ze Stadt zerreißt sich noch immer das Maul über die Mesalliance des Grafen Schleinitz!“

„Nun, zumindest kenne ich die Gepflogenheiten eurer hochwohlgeborenen Gesellschaft. Ich habe meinen Schwager Schleinitz oft genug beobachtet. Und du vergisst, dass ich bei Schleinitz’ Schwester Regina von Pritzen und ihrem Mann wohne – ebenfalls adeliger Abstammung. Darf ich dich darüber hinaus noch an die Abstammung meiner Mutter erinnern? Von Bredow – ebenfalls adelig.“

„Aber deswegen kannst du doch nicht ...!“ Bassewitz schlug sich mit der flachen Hand an die Stirn. „Das ist verrückt, gleichsam vollständig verrückt!“

„Meinetwegen erkläre es für verrückt. Aber ist es nicht das Privileg der Studenten und der Jugend, verrückte Dinge zu tun? Es ist ein einmaliger Scherz, über den wir noch in zwanzig Jahren herzhaft lachen werden.“

Bassewitz konnte ein Grinsen nicht unterdrücken. Er lehnte sich gegen seinen Schreibtisch und sah Ferdi an. „Verrückte Einfälle sind allerdings deine besondere Spezialität. Dann erkläre mir doch bitte genauestens, wie du dir das vorstellst.“

Ferdi ließ die Hände wieder tief in die Hosentaschen sinken. Er spürte, dass es ihm gelingen könnte, seinen Freund zu überzeugen. „Nehmen wir an, ein weit entfernt lebender Verwandter von dir kommt aus geschäftlichen Gründen nach Breslau. Selbstverständlich besucht er dich, wohnt auch bei dir, weil die spartanische Studentebude des reichen Vettters Bassewitz genügend Platz bietet. Er kommt meinerwegen aus Berlin, weeste, spricht perfekt det Berlinerische, und weil du grad zu einem Ball injeladen bist, besorgst du deinem Vetter aus de Hauptstadt eene Einladung. Am Tag nach dem Ball reist der jute Vetter wieder ab und det war et dann schon.“

„Und woher bitte will besagter Vetter einen Abendanzug bekommen? Wie ich deine Kasse kenne, wirst du dir so etwas nicht leisten können, und meinen eigenen benötige ich erstens selbst und zweitens wird deine Hnengestalt nicht in einen Frack passen, der für meine Kugelgestalt geschneidert wurde.“

Ferdi grinste. „Nscht is so einfach wie det. Den Jottfried samt Zylinder borge ich mir bei meinem Schwager Schleinitz, ohne dass er etwas merkt.“ Noch einfacher wäre es zwar, den Frack seines

Gastvaters auszuleihen, doch leider hatte Pritzen eine ebensolche Kugelgestalt wie Bassewitz.

„Du brauchst aber mehr als nur Anzug und Zylinder.“ Bassewitz fuhr mit dem Zeigefinger unter seinen Hemdkragen, als wäre ihm zu warm. „Schuhe, Binder, Handschuhe ...“

„Ooch det is keene Schwierigkeit. Da wird der Herr Papa um een bisssen Jeld jebeten.“

„Das klingt alles so einfach. Wenn aber herauskommt, dass ich dazu meine Hand gereicht habe ...“

„Das kommt nicht heraus, mein Freund.“ Ferdi trat nahe vor Bassewitz hin und senkte die Stimme, um seinen letzten Trumpf auszuspielen. „Denke einmal an die letzte Forstkunde-Klausur, als ein gewisser Maximilian von Bassewitz nicht ausreichend präpariert war. Da musste so ein hergelaufener Bengel aus Wölfelsgrund auch seine Hand zu einer Unredlichkeit reichen.“

„Das stimmt zwar.“ Bassewitz wiegte den Kopf. „Aber es ist doch gleichsam ein Unterschied, nur zu einer guten Klausur zu verhelfen oder direkt zu einer falschen Identität.“

Ferdi beugte sich vor. „Eine Hand wäscht die andere, mein Freund. Es steht doch bald wieder eine Rechtskunde-Klausur an – dein Lieblingsfach, nicht wahr? Ich höre dich schon sagen: Mein lieber Grüning, könntest du mir gleichsam ...“

Bassewitz zerstampfte seine Zigarre im Ascher und konnte dabei ein Grinsen nicht verbergen. „Ich fürchte, du hast recht.“ Er atmete tief durch. „Und wenn ich ehrlich bin: Dein Vorschlag ist zwar verrückt, aber er klingt auch nach einem Heidenspaß. Also gut: Hier meine Hand!“

Lachend schlug Ferdi ein. „Ich wusste doch, dass du für diesen Spaß zu haben bist, alter Junge.“

„Aber nur ein einziges Mal, verstanden? Nach dem Ball reist mein Vetter unverzüglich wieder ab.“

„Selbstverständlich.“

„Und aus Berlin darfst du auch nicht kommen. Das ist zu gefährlich. Es gibt zu viele Kontakte von hier in die Reichshauptstadt.“

„Na, det is nu wirklich schade.“ Ferdi setzte sich auf den Schreibtisch. „Was meinst denn, Spezl, wenn i aus dem Süden kimm? Aus München vielleicht?“

Bassewitz konnte ein Lachen nicht unterdrücken. „Wenn du das Bayerische so perfekt nachahmen kannst wie das Berlinerische, wäre das eine grandiose Lösung. Ich glaube kaum, dass jemand hier in Breslau Beziehungen hinter den Weißwurstäquator hat.“

„Na do schau her, dann bin i hoid a Bayer.“ Der Dialekt barg natürlich auch eine Gefahr. Wenn er auf dem Ball wirklich die beiden Sommerfrischlerinnen aus Wölfelsgrund wiedersah, würde ihnen bestimmt auffallen, dass er im Hochwald nicht bayerisch gesprochen hatte. Dann musste er ihnen eben erzählen, dass er inkognito in Wölfelsgrund gewesen war und deshalb hochdeutsch gesprochen hatte. „Jetzt müssen wir nur noch einen Namen für mich finden.“

„Jedenfalls musst du von Adel sein.“

„Wie wäre es mit einem Prinzen?“

Bassewitz riss die Augen auf. „Bist du denn des Wahnsinns Kofeträger? Du solltest so wenig Aufsehen wie möglich erregen!“

Ferdi musste über den entsetzten Gesichtsausdruck seines Freundes lachen. „Aber unter einem Grafen tue ich es nicht. Ich mag nicht von oben herab angesehen werden. Das geschieht mir als Ferdi Grüning schon oft genug.“

„Aber denke doch nur nach! Gleich ein Graf! Wenn das ans Licht kommt, kommst du wegen Hochstapelei vor Gericht!“

„Das droht mir auch als schlichter *von*. Wenn ich schon nur ein einziges Mal zu einem Ball gehe, dann nicht als unscheinbarer Krautjunker. Nein, mein Vater ist Großgrundbesitzer in Oberbayern und ich soll mir die Forstwirtschaft in den Sudeten ansehen. Deshalb mache ich einige Tage in Breslau bei meinem Vetter Station.“

„Aber warum gerade hier? So berühmt sind die schlesischen Wälder nun auch nicht, sondern eher unsere Industrie.“

„Nun, dann will mein Vater eben ein großes Stahlwerk aufbauen. Deshalb werfe ich einen Blick auf die schlesischen Industriegebiete.“

„Bist du denn auf diesem Gebiet bewandert? Es könnte sein, dass auch jemand von den Industriearonien geladen ist, das würde dich gleichsam in Gefahr bringen. Wir sollten doch besser bei der Holzwirtschaft bleiben. In unseren Kreisen hat man für gewöhnlich viel Landbesitz.“

„Die Besitzungen meines Vaters könnten im Gebirge liegen,

und deshalb schaue ich mir die Forstwirtschaft in den Sudeten an. Schließlich war ich ja in Wölfelsgrund.“ Ferdi grinste.

„Warum ausgerechnet dieses Kaff?“

Weil ihn die beiden Mädchen dort gesehen hatten. Und wenn sie – wie er hoffte – auf dem Ball waren, musste er selbstverständlich gerade aus Wölfelsgrund angereist sein. Aber das sollte Bassewitz besser nicht wissen. Wenn der merkte, dass er hübsche junge Damen wiederzusehen hoffte, würde er das ganze Unternehmen sofort absagen. „Wölfelsgrund kenne ich eben am besten, kann also nicht durch Unwissenheit auffallen. Und da ich einmal in der Gegend bin, lasse ich es mir nicht nehmen, meinen Vetter in Breslau zu besuchen.“

„So könnte es gehen.“ Bassewitz' Wangen röteten sich mehr und mehr. Sein Freund schien langsam Spaß an der Sache zu bekommen.

Lächelnd hüpft Ferdi vom Schreibtisch. „Nun brauchen wir für den bayerischen Grafen nur noch einen Namen. Huber ist wohl zu auffällig bayerisch?“

„Von Huber klingt nicht gut.“ Bassewitz legte die Fingerspitzen zusammen. „Aber im Gotha stehst du natürlich auch nicht.“

„Im was? Was hat das winzige Gotha mit meinem Namen zu tun?“

„Da hast du es schon. Ich sagte doch, dass du vom Adel gleichsam nicht die geringste Ahnung hast.“ Bassewitz ging zum Bücherregal und zog ein kleines, aber umso dickeres Buch hervor. „Der *Gothaische Hofkalender*. Das genealogische Nachschlagewerk des Adels. Hier sind alle Regenten und ihre Familien sowie alle fürstlichen und gräflichen Häuser, die Anspruch auf die Anrede *Erlaucht* haben, aufgeführt.“

„Fantastisch.“ Ferdi schnappte sich das Buch und blätterte darin. „Wäre doch perfekt, wenn mein Name in diesem ominösen *Gotha* steht. Falls jemand auf den Gedanken kommt, meine Identität nachprüfen zu wollen.“

„Es gibt aber viele Grafenfamilien, die nicht im *Gotha* verzeichnet sind – dein Schwager Graf Schleinitz zum Beispiel. Einen solchen Namen zu überprüfen, dauert gleichsam viel länger. Außerdem kannst du dann nicht durch deine Unwissenheit über die Verwandtschaftsverhältnisse auffallen.“

Das Argument seines Freundes hatte etwas für sich. Aber Ferdi gefiel es nicht, als unscheinbarer Graf aufzutreten.

Er blätterte durch den *Gotha*. „Da!“ Er hielt Bassewitz das Buch unter die Nase. „Unter den Verwandten des Königs von Bayern steht ein Graf von Wedell. Offenbar ist dort jemand eine Mesalliance eingegangen.“

„Lass sehen.“ Bassewitz blätterte weiter. „In der zweiten Abteilung bei den fürstlichen und gräflichen Häusern ist kein Wedell aufgeführt. Falls wirklich jemand ernsthaften Verdacht schöpfen sollte, könnten wir gleichsam notfalls auf diese Verbindung einer Prinzessin von Bayern mit einem Grafen von Wedell hinweisen.“

„Warum notfalls? Ich finde es reizvoll, mit dem König von Bayern verwandt zu sein.“

Bassewitz beugte sich vor und fuchtelte mit dem *Gotha* vor Ferdis Nase herum. „Diese Verbindung wird nur im Notfall genutzt, wenn jemand Verdacht äußert. Nicht zum Spaß, hast du mich verstanden? Sonst gehe ich allein zum Ball und du kannst die Nase in das Reichsforstgesetzbuch stecken.“

„Nun gut.“ Daran sollte das Unternehmen nicht scheitern. „Graf Ferdinand von Wedell. Der Name hat Noblesse.“

Bassewitz stand auf und verbeugte sich übertrieben. „Herr Graf, es ist mir eine Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Ferdi verbeugte sich ebenfalls. „Ganz meinerseits, mei geschätzter Herr von Bassewitz.“

„Aber es geht ja doch nicht.“

„Wie bitte?“

„Deine Gasteltern sowie deine Schwester und ihr Mann sind doch sicherlich auch zu dem Ball eingeladen. Und ein Debüt werden sie kaum verpassen wollen.“

Ferdi ließ die Schultern hängen. Das war allerdings eine Schwierigkeit. Zumal er auch nicht Schleinitz' Abendanzug nehmen könnte, wenn sein Schwager selbst den Ball besuchte. „Ich würde mich sehr wundern, wenn Ludwig und Lisa hingingen. Meine Schwester ist von der Schwindsucht arg in Mitleidenschaft gezogen, weshalb ich ja auch nicht bei ihr wohne.“

Er schloss die Augen. Wie eine Welle überrollte ihn die Sorge um seine Schwester. Immer wieder musste sie zur Kur nach Görbersdorf,

was ihr zeitweilig Erleichterung brachte, aber die tückische Krankheit kehrte immer wieder zurück und fesselte sie ans Bett. Auch sein Schwager Ludwig hatte sich von seiner Verwundung, die er im Krieg gegen Frankreich erlitten hatte, nie ganz erholt.

„Bei meinen Gasteltern ist es etwas anderes. Sie sind zwar wegen ihres Glaubens keine großen Freunde der weltlichen Vergnügungen, aber es ist doch möglich, dass sie ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen werden.“

„Tja, mein lieber Herr Graf, damit wäre dieser Traum gleichsam ausgeträumt.“ Bassewitz schien traurig und erleichtert zugleich zu sein.

„Ich werde herausfinden, ob Pritzens an diesem Ball teilnehmen. Falls nicht, kannst du den Grafen von Wedell doch noch anmelden.“

„Gut, einverstanden. Aber nur, wenn ganz sicher ist, dass keiner dort ist, der dich kennt. Auch deine Schwester und dein Schwager nicht.“ Bassewitz wühlte erneut in den Papieren auf seinem Schreibtisch. „Wenn ich bloß wüsste, wo die Einladung ist!“

Ferdi wandte sich zur Tür. „Während ich in Erfahrung bringe, ob jemand von meinen Bekannten dort ist, kannst du ja weiter nach der Einladung suchen.“

„Hier ist sie!“ Triumphierend zog Bassewitz die Karte zwischen den Zeitungen von gestern und vorgestern hervor. „Familie von Schwentin und Herr Oberst a.D. von Mutius geben sich die Ehre, und zwar am 9. Juni.“

„Das ist in zweieinhalb Wochen. Zeit genug, an den Abendanzug zu kommen und meine adeligen Verwandten auszuhorchen.“ Allerdings so auszuhorchen, dass sie keinen Verdacht schöpften. Besonders Regina von Pritzen und seine Schwester Lisa konnten außerordentlich hellhörig sein. Eine Mission, für die er eine gute Portion diplomatischen Geschicks benötigte. Aber wenn er dadurch die Möglichkeit bekam, das Mädchen mit den sanften Reh-Augen und ihre honigblonde Schwester wiederzusehen, würde er es wagen.

Kapitel 3

Julian von Mutius legte die Hand auf die Klinke zum Salon seiner Nichten. Er war sehr gespannt, die beiden Mädchen wiederzusehen, denen er zuletzt auf ihrem elterlichen Gut Schönwalde begegnet war, als sie noch Kinder waren.

„Aber Lena, ich möchte wirklich wissen, ob Johanna recht hat“, klang es gedämpft durch die Tür. „Wenn es wirklich ein Geheimnis in unserer Familie gibt ...“

Mutius hielt inne. Geheimnis? Das Wort alarmierte ihn. Sollte in der ach so frommen Familie seiner Schwester Aurelia doch nicht alles so sauber sein, wie es nach außen den Anschein hatte?

„Ich möchte nicht mehr darüber reden“, entgegnete eine andere Mädchenstimme. „Wir sollten uns nicht von Johannas Grillen beunruhigen lassen.“

Mutius wartete noch eine Weile, aber das Gespräch schien sich nicht in die für ihn so interessante Richtung weiterzuentwickeln. Zu dumm. In seiner finanziellen Situation wäre es zweifellos hilfreich, die Geheimnisse der Familie seiner wohlhabenden Schwester Aurelia von Hohenau zu kennen.

Seinen Antrittsbesuch bei den Mädchen würde er verschieben. Zuerst wollte er erfahren, ob seine Schwester etwas von diesem Geheimnis wusste, dann konnte er sein Verhalten den Mädchen gegenüber entsprechend einrichten.

Mit leisen Schritten kehrte Mutius um und suchte die Räume seiner Schwester Valeria auf. Er traf sie mit ihrem Mann Otto von Schwentin und ihrer kleinen Tochter Livia in ihrem Salon an.

„Nun, hast du die beiden Schönheiten ausgiebig bewundert?“, fragte Valeria augenzwinkernd.

„Ich denke, es ist früh genug, wenn ich sie beim Diner begrüße.“ Mutius flegelte sich in einen Sessel und wandte sich an seinen Schwager Schwentin, der den Arm um die kleine Livia gelegt hatte. Es war ihm noch heute ein Rätsel, warum Schwentin Valeria trotz der unehelichen Tochter geheiratet hatte und den kleinen Balg auch noch so verwöhnte. „Hatte der Herr Oberstaatsanwalt einen anstrengenden Dienst?“

Otto von Schwentin machte eine müde Handbewegung und zog Livia auf seinen Schoß. „Nichts als Verdruss. Richter, die viel zu milde Urteile fällen, ein Vorgesetzter, dem jede Strafforderung zu streng ist, Verteidiger, die für jede noch so schlimme Tat eine Entschuldigung finden – aber lassen wir das, im Feierabend möge der Dienst mir fernbleiben.“

„Aber mein lieber Bruder, du siehst ebenfalls aus, als wäre dir der Weizen verhagelt.“ Valeria griff nach ihren Zigaretten. „Stimmt etwas nicht?“

Mutius sah seine Schwester an. Sie kannte ihn viel zu gut, als dass er etwas vor ihr verbergen konnte. Aber er wollte sich ja ohnehin mit seinen Überlegungen an seine Schwester wenden. „Immer das leidige Geld. Es gibt so viel davon, nur vor mir nimmt es stets Reißaus.“

Valeria ließ sich von ihrem Mann Feuer geben. „Seit dieser Schleinitz-Affäre hält das Pech mit Nibelungentreue zu uns. Gibt es neue Schwierigkeiten auf Gut Juliendorf?“

„Nicht gerade neu. Es sind immer die alten: Mahnungen, fällige Zinsen, Kredite, die abgelöst werden müssen ... Die schlechte Ernte vom letzten Jahr hat die Lage noch verschärft. Ich brauche dringend Geld.“

„Das Lied höre ich nicht erst seit der schlechten Ernte, sondern schon solange ich dich kenne, mein lieber Schwager“, lachte Schwentin und strich der gähnenden Livia über die blonden Locken.

Mutius verdrehte die Augen. Der kleine Rotzlöffel gehörte ins Bett und sollte nicht immer auf dem Schoß seines Schwagers einschlafen.

„Ich rate dir“, fuhr Schwentin fort, „dich mehr um dein Gut zu kümmern, statt ständig in der Stadt deine wenigen Reichtümer zu verprassen.“

Mutius fühlte sich, als habe er in eine Zitrone gebissen. „Du weißt, dass ich nicht für das Landleben taue. Außerdem gibt es einen viel einfacheren Weg, an Geld zu kommen.“

„Dann beschreite ihn, wenn er so einfach ist“, sagte Schwentin.

Valeria blies elegante Kringel aus Zigarettenrauch in die Luft. „Wahrscheinlich ist der einfache Weg nicht ganz ungefährlich.“

„Wir haben doch eine Schwester“, tastete Mutius sich langsam vor. „Die mit ihrem Mann auf einem florierenden Gut sitzt und überdies

von unbeschreiblicher Frömmigkeit ist. Warum sollte Aurelia nicht in wahrhaft christlicher Gesinnung etwas von ihrem Reichtum abgeben?“

Valeria lächelte. „Ein feiner Gedanke. Aber glaubst du wirklich, Aurelia würde ausgerechnet dir finanziell unter die Arme greifen? Unsere fromme Schwester hat eine ganze Steppe von Haaren auf den Zähnen.“

„Das scheint bei den Mutius-Töchtern im Erbgut befindlich zu sein“, warf Schwentin ein.

„Dafür hat Aurelias Mann eher eine Glatze auf den Zähnen.“ Mutius zog an seinem rechten Ohrläppchen. „Aus diesem frommen Bauerntempel werde ich mühelos einige Märker herauspressen.“

„Und bist dabei nicht eingedenk, dass es sich um deine eigene Familie handelt.“ Schwentin schüttelte den Kopf.

„Warum sollte ich das vergessen? Ich erinnere mich ja gerade in Zeiten der Not daran, dass ich eine vorteilhaft verheiratete Schwester habe!“

„Ich kenne dich.“ Schwentin zog seinen Zwicker aus der Westentasche und klemmte ihn auf die Nase. „Du wirst dich wie ein Blutegel an sie hängen und sie aussaugen, bis kein Pfennig mehr aus ihr herauszusaugen ist.“

„Aber Otto!“ Valeria legte ihrem Mann die Hand auf den Arm. „Bitte sei nicht so gehässig. Es gibt doch einen noch viel einfacheren Weg, an Geld zu kommen. Jetzt, wo Lena und Stefanie bei uns sind.“

„Du meinst ...?“ Mutius sah sie scharf an.

Sie nahm einen tiefen Zug und ließ den Rauch langsam beim Sprechen entweichen. „Eine gute Partie, genau. Wenn wir eine Verlobung mit einem gut situierten Herrn begünstigen, vielleicht sogar arrangieren, wird aus Dankbarkeit sicherlich etwas für uns abfallen. Und wenn nicht aus Dankbarkeit, dann ...“

„... dann hilft man eben etwas nach“, lachte Mutius.

Wieder schüttelte Schwentin den Kopf. „Zu einer Erpressung werde ich meine Hand niemals reichen.“

„Oh, der Herr Oberstaatsanwalt! Nenne es doch nicht gleich mit einem so unfeinen Wort. Wir werden natürlich niemanden erpressen, sondern lediglich darauf hinweisen, dass eine Verbindung mit unseren hübschen Nichten eben ihren Preis hat. Nenne es meinetwegen Vermittlungsprovision.“

Valeria lächelte ihren Mann verführerisch an. „Otto, du hast eben gesagt, dass du im Feierabend den Dienst beiseitelassen willst. Du bist jetzt nicht der gefürchtete Oberstaatsanwalt von Schwentin, sondern Schwager und Ehemann. Es ist doch selbstverständlich, dass wir meinem Bruder helfen werden, das Familiengut zu retten, nicht wahr?“

Er legte einen Arm um sie und drückte mit dem anderen die mittlerweile eingeschlafene Livia an sich. „Selbstverständlich, mein Liebling. Aber doch nicht um jeden Preis.“

„Natürlich nicht. Aber wir wollen doch nur zwei gute Dinge miteinander verbinden: Lena und Stefanie haben das Glück, standesgemäß und gut abgesichert zu heiraten, gleichzeitig erhält Julian die nötigen Mittel, Gut Juliendorf wieder in Schwung zu bringen.“

Mutius unterdrückte ein Lächeln. Gegen die sorgfältig gewählten Worte seiner Schwester war selbst der eloquente Staatsanwalt machtlos.

„Es wäre fürwahr schön, wenn es uns gelingen würde, die Mädchen während ihrer Zeit in Breslau in den sicheren Hafen der Ehe zu führen.“ Schwentin nahm seinen goldenen Zwicker wieder ab, hauchte die Gläser an und berieb sie mit seinem Schnupftuch. „Wenn sie sich erst wieder in Schönwalde befinden, haben sie kaum mehr eine Möglichkeit, einem geeigneten Kandidaten zu begegnen. Aber ich lege Wert darauf, dass sie nicht gegen ihren Willen in eine Ehe gepresst werden!“

Fragend sah Mutius seine Schwester an, die mit den Schultern zuckte. So kannte er seinen Schwager nicht. Der legte zwar immer großen Wert auf Gerechtigkeit und korrektes Vorgehen, war auch als scharfer Staatsanwalt bekannt, doch solange man die Lücken in den Paragrafen geschickt auszunutzen verstand, konnte man sich für gewöhnlich seines Wohlwollens gewiss sein. Und es war ja nicht verboten, die Mädchen zu einer Ehe zu überreden, die nur des Geldes wegen geschlossen wurde.

Valeria lächelte ihren Mann wieder zuckersüß an. „Es kann ja gar nicht die Rede davon sein, die Mädchen zu einer Ehe zu zwingen.“

„Es gibt bereits jemanden, der, wie ich glaube, starkes Interesse an Helena hat.“ Schwentin sah seine Frau aufmerksam an. „Er ist auf dem Wege zu Reichtum und Ansehen, kennt die Mädchen gut

und würde bestens zur Familie Hohenau passen, da er auch zu den Frommen zählt.“

Mutius verdrehte die Augen. „Eine fromme Schwester reicht mir bereits. Aber sage an, wen meinst du?“

„Ich weiß es schon.“ Valeria drückte ihre Zigarette in den Aschenbecher. „Du meinst den Vetter der Mädchen, Christian von Güssow?“

Als Schwentin nickte, fuhr Mutius auf. „Bist du noch bei Sinnen? So jemand ist doch nicht standesgemäß!“

„Warum nicht? Er ist von Adel, mit Reichtumspotenzial und allem Anschein nach zu urteilen bereits in Helena verliebt.“

„Hast du vergessen, woher sein vermeintlicher Reichtum kommt? Güssow arbeitet als Buchhalter bei diesem neureichen Plebejer Ruffer ...“

„Von Ruffer, wenn ich mir erlauben darf“, unterbrach Schwentin. „Und Herr von Güssow ist sogar Anteilseigner der *Maschinenbauanstalt G. H. von Ruffer*, seitdem er das Unternehmen trotz der anhaltenden Depression vor dem Ruin bewahrt hat.“

„Was tut das zur Sache! Dieser Ruffer wurde soeben erst geadelt. Es ist eine Unart, diese – diese unmöglichen Subjekte uns, die wir seit Jahrhunderten dem Adel angehören, gleichzustellen, nur weil sie das Glück hatten, zu etwas Geld zu kommen! Und nun erst dieser Güssow! Vergisst die Ehre seines alten Namens und begibt sich in abhängige Stellung bei diesem schmierigen Maschinenbauer!“ Mutius schüttelte sich. Sein Schwager hatte manchmal wirklich schauderhafte Ideen.

„Ich bin überzeugt, dass es dieser *schmierige Maschinenbauer* noch zu unerhörtem Reichtum bringen wird“, wandte Schwentin ein. „Das Eisenbahnnetz wird immer weiter ausgebaut und Herr von Ruffer hat sich bereits einen guten Namen als Lokomotivbauer gemacht. Und da Güssow sich im Besitz von Anteilen an der Firma befindet, wird auch er ungeheuer reich werden, wenn er weiterhin ein so glückliches Händchen besitzt. Da ist es doch geradezu unsere Pflicht, diesen Reichtum wieder in die Kreise des alten Adels zu bringen, der mehr und mehr mit pekuniären Schwierigkeiten zu kämpfen hat.“

Mutius ballte die Faust. Das hatte ihm gerade noch gefehlt, dass ein weiterer Frömmling in die Familie kam. Es war schon schlimm

genug, dass Aurelia damals plötzlich mit diesem frommen Getue angefangen hatte und auch ihre Töchter so erzogen hatte. Nein, dieser Güssow kam wirklich nur im äußersten Notfall in Frage.

Seinen Schwager konnte er allerdings nicht verstehen. Zwar liebte Schwentin seine Frau und sogar seine Stieftochter über alles, trotzdem war es erstaunlich, dass er sich so für ihre beiden Nichten engagierte.

Valeria lächelte Mutius beruhigend zu und wandte sich dann an ihren Mann. „Du hast sicherlich recht, Otto. Aber denke dir nur diesen ungeschlachten Menschen an der Seite einer unserer zierlichen Nichten. Natürlich, darauf achtest du als Mann nicht, aber ich als Tante muss darauf achten. Güssow ist groß wie eine Giraffe, breit wie ein Elefant und hat Pranken wie ein Bär. Er würde Lena in seinen Armen zerquetschen.“

„Wir wollen nichts überstürzen. Die Mädchen sind erst wenige Tage in Breslau.“ Vorsichtig legte Schwentin den Kopf seiner Stieftochter gegen seine Schulter und stand auf. „Ich werde nun Livia zu Bett bringen.“

Mutius atmete tief durch. Er hatte nicht so viel Zeit, seine Gläubiger saßen ihm im Nacken. Also musste er wieder einmal auf eigene Faust zu unsauberen Mitteln greifen – sei es, dass er die Mädchen schnell an den richtigen Mann brachte, bevor Schwentin das verhindern konnte, oder dass er seine Schwester anzapfte. Denn Geld gab es bei Aurelia und ihrem Mann mehr als Mäuse auf dem Heuboden – sogar trotz der Missernte des letzten Jahres. Und seine Schwester würde bestimmt gerne zahlen, wenn er das Familiengeheimnis für sich behielt, von dem die Mädchen gesprochen hatten. Doch dazu musste er es zuerst kennen.

Er wartete, bis Schwentin die Tür von außen geschlossen hatte, dann wandte er sich an seine Schwester. „Valeria, ist dir etwas bekannt von – einem Geheimnis in Aurelias Familie?“

„Von einem Geheimnis?“ Valeria startete ihn an. „Was meinst du?“

„Wenn ich das wüsste! Als ich gerade zu den Mädchen gehen wollte, schnappte ich einen Gesprächsfetzen auf, der sich um irgendein Geheimnis drehte.“

„Und du bist selbstverständlich sofort hellhörig geworden.“ Valeria lachte. „Hast du irgendeine Ahnung, um was es sich handeln

könnte?“

„Leider nicht.“ Mutius legte seine Fingerspitzen aneinander. „Sie sprachen von einer Johanna, offenbar ihrer Zofe.“

„Das geschwätziges Weibsbild kenne ich noch aus meiner Zeit auf Schönwalde. Darauf solltest du nicht viel geben.“

„Etwas Ähnliches sagte eines der Mädchen auch. Trotzdem, wenn es ein Geheimnis gäbe ...“

„Ich weiß, was du meinst. Es könnte dir nützlich sein.“

„Uns allen“, korrigierte er. „Wenn wir die Mädchen zweckmäßig verheiraten wollen, müssen wir alles über etwaige Geheimnisse wissen.“

„Es gibt nur eine Möglichkeit, diese zu ergründen: Wir müssen bei den Mädchen ansetzen. Aurelia wird uns niemals freiwillig etwas verraten.“

Mutius stand auf. „Dann gehen wir doch zu ihnen.“

* * *

Stefanie lauschte an der Tür zum Salon, den sie mit ihrer Schwester gemeinsam nutzte. Es herrschte tiefste Stille nebenan. Bestimmt war Lena wieder in ihre Bibel oder diesen Spitta-Gedichtband abgetaucht, *Psalmen und Schalmey* oder wie auch immer er hieß. Stefanie konnte nicht begreifen, was Lena an dieser frommen Lektüre fand.

Sie setzte sich wieder an ihren Schreibtisch und sah auf den Brief hinab, den sie gerade an ihre Eltern geschrieben hatte. Es war besser, wenn Lena nicht erfuhr, dass sie sich bei ihnen nach dem Geheimnis erkundigte. Ihre Schwester würde nur wieder versuchen, sie davon abzubringen, weil sie gar nicht daran glaubte, dass es überhaupt ein Geheimnis gab, und befürchtete, ihre Zofe dadurch in Schwierigkeiten zu bringen.

Aber Stefanie wollte einfach erfahren, ob es wirklich einen dunklen Punkt in der Vergangenheit ihrer Familie gab. Und wenn sie von ihren Eltern keine zufriedenstellende Antwort bekam, würde sie Tante Valeria danach fragen – aber auch erst dann. Je nachdem, welche dunklen Geschichten ans Licht kamen, war es besser, wenn so wenige Personen wie möglich darum wussten. Aber erfahren musste sie es. Sie stand kurz vor ihrem Debüt und wie schnell es mit dem

Verlieben gehen konnte, hatte sie am letzten Tag im Schneeberger Forst bemerkt. Sie sollte auf alle Fälle vorbereitet sein und wissen, ob es Hindernisse für eine Verbindung in die besten Kreise gab.

Sie drehte das Familienwappen an ihrer Halskette zwischen Daumen und Zeigefinger. Wie dumm sie gewesen war, sich nicht nach dem Namen ihres Retters zu erkundigen! Nur anhand seines spitzbübischen Gesichtsausdrucks und seiner verwegen blitzenden braunen Augen, die sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis geprägt hatten, würde sie ihn in Breslau nicht wiederfinden.

Schwungvoll setzte sie ihren Namen unter den Brief und rieselte Streusand darauf. Sie legte die Ecken aufeinander, um ihn zusammenzufalten – da wurde die Verbindungstür zum Salon geöffnet. Lena.

„Du bist ja doch da, Stefanie. Es war so still hier, dass ich dich bei Tante Valeria wähnte, die du ja so spontan ins Herz geschlossen hast.“

Stefanie verdrehte die Augen. „Es liegt nicht an mir, dass dir unsere Tante unsympathisch ist.“

„Ich begreife nicht, wie du diese Frau so mögen kannst.“ Lena fasste ihr offenes Haar im Nacken und legte es nach vorn über die Schulter. „Mama hat uns doch extra gewarnt, dass sie ein raffiniertes Frauentzimmer ist.“

„Lena! Du sprichst von unserer Tante!“

„Das ändert nichts an der Tatsache.“ Ihre Schwester zog sich einen Stuhl heran und schlug die Beine übereinander. „Oh, ein Brief! Schon Heimweh nach Schönwalde?“

Als Lena nach dem Brief griff, legte Stefanie blitzschnell die Hand darauf.

„Er steckt wohl voller Geheimnisse?“

Stefanie zuckte mit den Achseln. „Ich verlange ja auch nicht deine Briefe an unsere Eltern zu lesen.“

Lena legte ihr den Arm auf die Schulter. „So wenig Vertrauen zu mir, Schwesterchen? – Aber was sehe ich da? Du fragst die Eltern danach, ob in der Vergangenheit wirklich etwas Geheimnisvolles vorgefallen ist?“

Sie sah auf den Brief, den sie immer noch mit der Hand bedeckte. Doch ihre Hand war zu klein, und gerade die Stelle, wo sie nach dem

Geheimnis fragte, hatte sie unbedeckt gelassen. Seufzend zog sie die Hand zurück.

„Deshalb wolltest du mir den Brief also nicht zeigen.“ Lena schlüpfte mit der Ferse aus ihrem Schuh und ließ ihn am Riemchen an den Zehen baumeln. „Hältst du es wirklich für richtig ...“

„Ja. Sonst hätte ich den Brief ja nicht geschrieben.“ Ihre Schwester konnte manchmal unglaublich anstrengend sein.

„Ich bin überzeugt, dass es nur leeres Geschwätz ist.“

„Dann schadet es ja nicht, wenn ich mich danach erkundige.“

„Aber Johanna wird deshalb zur Rede gestellt werden. Willst du ihr das antun?“

Stefanie zog so fest an dem Anhänger ihrer Kette, dass sie ihr in den Nacken schnitt. „Ich will wissen, ob es in der Tat nur leeres Geschwätz ist. Wir sind hier, um in die Gesellschaft eingeführt zu werden, und daraus kann sich sehr schnell etwas ergeben, was für unsere Zukunft ...“

„Träumst du immer noch von deinem Märchenprinzen?“

„Ich träume nicht, aber ich halte es für möglich. Und dann will ich sicher sein, dass es keine Hindernisse gibt. Wenn später etwas ans Licht käme ...“

„Du kannst es wohl nicht erwarten, endlich eine gute Partie zu machen?“ Lena schüttelte ihr langes Haar in den Nacken.

„Lena, wir haben hier in Breslau die einmalige Gelegenheit dazu!“ Stefanie konnte nicht begreifen, dass ihre Schwester das so kalt ließ.

„Ich vertraue darauf, dass Gott mir zu Seiner Zeit einen Ehepartner zuführt. Dazu hat Er bestimmt keinen Ball nötig.“

Stefanie verdrehte die Augen. „Dann warte meinerwegen, bis du eine alte Jungfer bist. Ich werde ...“

An der Salontür klopfte es.

Rasch schlüpfte Lena wieder in ihren Schuh, und Stefanie rief: „Herein! Wir sind in meinem Zimmer.“

Ihre Tante trat mit einem Mann ein, der ihrer Mutter zum Verwechseln ähnlich sah. Endlich sah sie also ihren Onkel Mutius wieder, an den sie nur schwache Erinnerungen aus ihrer Kindheit hatte.

Was für ein schneidiger Mann! Sie sah auf den ersten Blick, dass er früher Offizier gewesen war. Warum er bloß so überstürzt seinen Abschied hatte nehmen müssen? Ihre Mutter hatte erzählt, dass er

unsaubere Geschäfte gemacht habe, aber Tante Valeria hatte heute Morgen beim Frühstück etwas ganz anderes gesagt: Er sei über die Intrige eines eifersüchtigen Grafen gestolpert. Wenn sie ihn so sah, wollte sie den Worten ihrer Tante viel eher Glauben schenken.

Onkel Mutius begrüßte zuerst Lena mit ausgesuchter Höflichkeit, dann sie selbst. „Ich bin stolz, meine hübschen Nichten bei ihrem Debüt vorstellen zu dürfen.“

Stefanie wollte gerade etwas Artiges antworten, als ihr Blick auf den Tisch fiel. Dort lag noch der Brief an ihre Eltern. Sie musste versuchen, ihn irgendwie vor ihrem Onkel und ihrer Tante zu verbergen.

„Bitte entschuldigt mich.“ Lena knickte. „Ich fühle mich etwas angegriffen und möchte mich zurückziehen.“

Stefanie schüttelte unmerklich den Kopf. Manchmal konnte Lena geradezu unhöflich sein. Rasch, beinahe hastig verschwand ihre Schwester durch die Verbindungstüren, die zum Salon und von dort zu ihrem eigenen Zimmer führten.

Ihr Onkel sah Stefanie lächelnd an. „Ich hoffe nicht, dass wir euch beide in traulicher Unterredung stören. – Oh, was sehe ich, ein Brief in die Heimat!“ Er legte ihr den Finger unter das Kinn. „Doch wohl kein Heimweh?“

„Keine Spur!“, lachte Stefanie und hakte sich bei ihm unter, um ihn zu einem Kanapee zu ziehen, doch er widersetzte sich und sein Blick klebte an dem Brief.

Als er sie wieder ansah, konnte sie an seinen Augen sehen, dass er ihre Frage nach dem Geheimnis der Hohenaus gelesen hatte.

* * *

Als Mutius mit seiner Schwester Stefanies Zimmer verließ, schloss er die Tür hinter sich und fasste Valeria am Arm. „Hast du den Brief gesehen, den Stefanie geschrieben hat?“

Valeria sah ihn mit großen Augen an. „Selbstverständlich. Ein Brief an ihre Eltern ist doch nichts Außergewöhnliches.“

„In diesem Fall doch. Sie fragt ihre Mutter nach einem Familiengeheimnis.“

„Ah, das ist interessant. Ich habe mich schon gewundert, warum du gar nicht auf dieses Thema zu sprechen gekommen bist.“

Mutius zog seine Schwester mit sich fort. „Wenn Stefanie ihre Mutter danach fragt, scheint sie selbst nichts zu wissen. Also brauchen wir sie nicht zu fragen, sondern ...“

„... wir warten einfach auf den Antwortbrief.“ Valeria lächelte ihn an.

„Ganz mein Gedankengang.“ Er legte den Arm um seine Schwester. Manchmal war es ihm fast unheimlich, wie ähnlich sie dachten. „Es ist immer von Vorteil, die Geheimnisse anderer Menschen zu kennen.“

„Vor allem, wenn sie reich sind und man selbst eher klamm ist, nicht wahr, Brüderchen?“

Er zog spielerisch an der Locke, die an ihrer Schläfe herabhing. Es war nicht gerade nett, dass sie ihn an seine finanziellen Probleme erinnern musste, aber recht hatte sie trotzdem.